

„Einer nur ist der Gute“ (Mt 19,17)

August Brunner SJ, München

Es ist ein sonderbares und überraschendes Wort, das der Herr bei der Begegnung mit dem reichen Jüngling ausgesprochen hat. Dieser nannte ihn: „Guter Meister!“ und kam offenbar mit der ganzen jugendlichen Begeisterung für seine Person zu ihm. Die Antwort des Herrn jedoch klingt kühl, ja abweisend: „Warum nennst du mich gut? Niemand ist gut außer Gott allein“ (Mk 10, 18; Lk 18, 18), oder wie es noch schärfer bei Matthäus (19, 17) heißt: „Was befragst du mich über das Gute? Einer nur ist der Gute!“.

Das Wort ist geheimnisvoll. Es kann so ausgelegt werden, als ob Christus den Anspruch auf eine übermenschliche, göttliche Würde einfach ablehne. Aber das stände im Widerspruch zu der ganzen übrigen Darstellung dieser Evangelien von der Persönlichkeit Christi. Eher schon liegt in dem Wort etwas wie Mißtrauen gegen die Begeisterung des jungen Mannes, das sich dann auch bestätigen sollte. Seine Begeisterung sank bei der ersten Erprobung in sich zusammen; sie war keine Hingabe aus ganzem Herzen und aus ganzer Seele, wie sie Christus verlangte und auch verlangen mußte, eben weil er Gott war und nicht bloßer Mensch. Nur an das Gute kann der Mensch sich hingeben und dafür Opfer bringen; die Ganzhingabe gar ist nur möglich an den, der ohne Einschränkung einfadhin gut, der der Gute ist, an Gott; und Gott wiederum kann sich nur mit einer solchen unbedingten und uneingeschränkten Hingabe begnügen. Bist du dazu bereit? Der Jüngling war es nicht, und eine unausdenkbar große Möglichkeit blieb ungenützt, eine außerordentliche Gnade war vergebens angeboten worden; uns zu Warnung und Anspornung.

Es ist also nicht nötig, am Wort Jesu zu deuten; wir können und müssen es so nehmen, wie es dasteht. Einer nur ist der Gute schlechthin, Gott. Der Jüngling hatte die Predigt des Herrn gehört und seine Wunder gesehen. Von der einzigartigen Gestalt war er gepackt worden und wünschte, zu seiner näheren Umgebung zu gehören. Aber offenbar war er über die menschliche Erscheinung des Herrn nicht hinausgegangen, und zwar deshalb, weil er nicht bereit war, daraus auch die praktischen Folgerungen zu ziehen. Für den Herrn aber war die Unbedingtheit der Nachfolge, die umfassende Hingabe an Gott aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele und aus allen Kräften, gerade das Entscheidende. Erfolgte diese Hingabe nicht, wenigstens als grundsätzliche Einstellung, dann war sein Wirken ver-

gebens gewesen. Nicht an sich als diesen Menschen, mochte er noch so anziehend, so liebenswert, so gut sein, wollte er die Menschen binden, damit sie dabei stehen blieben, sondern in seiner Menschheit wollte er nur Durchgang sein zum Vater, dem Ursprung und der Fülle des Gutseins.

Wenn der Jüngling in ihm nur den Menschen sah, dann stand er vor einem, der geschaffen war wie alle Menschen; was Jesus an Gute besaß, das war ihm mit seiner Menschheit geschenkt; es war nicht das ursprünglich und unbedingt Gute, sondern nur ein ferner, blasser Widerschein der göttlichen Güte. Die eigentliche und wahre Güte und ihre Fülle sind uns Menschen nicht in sich bekannt, sondern nur aus dem so schwachen Abglanz der Geschöpfe. Darum erscheint uns die geschaffene Güte zuweilen so unsagbar, so überwältigend groß und schön, daß wir voller Staunen meinen, Größeres, Besseres könne es nicht mehr geben, und daß die Heiden, von deren Anblick verführt, ihr göttliche Ehren erwiesen (Weish 13, 6 f.).

Vor dem Jüngling aber stand der, der diese Güte und Vollkommenheit und deren Herrlichkeit von Angesicht zu Angesicht geschaut hatte. Für ihn auch als Mensch erstrahlte in jeder endlichen Güte und Schönheit die ungeschaffene Güte und Schönheit als deren Quell und Ursprung. Und diese Herrlichkeit war so strahlend und überwältigend, erhaben über jeden Vergleich auch mit der größten geschaffenen Güte, daß nur der Eine den Namen ‚der Gute‘ verdiente. Mehr noch als der Glanz des Mondes verblaßt und die strahlende Pracht der Sterne verschwindet, wenn die Sonne aufgeht, mehr noch verschwindet vor dem Aufgang des göttlichen Gutseins alle geschaffene und darum abgeleitete Güte, wie es Kardinal Newman so ergreifend in seinem Gedicht „The two Worlds“ (Verses 175) ausgesagt hat. Wer diese Herrlichkeit, diesen Glanz einmal geschaut hat, der wagt es nicht mehr, irgendeine geschaffene Größe, Schönheit oder Güte groß, schön oder gut zu nennen in dem entscheidenden Sinn, daß man bei ihnen die endgültige Erfüllung finden und sich darum ganz an sie hingeben könnte; groß und schön und gut sind sie nur als der Widerschein der eigentlichen Größe und Schönheit und Güte.

Diese göttliche Herrlichkeit hatte Christus geschaut. Darum konnte er selbst von sich als Mensch, als Geschöpf, so groß und gut er in Wirklichkeit auch war, nicht mehr behaupten, er sei gut, wenn dies bloß auf ihn als Menschen bezogen blieb, wie der Jüngling es offenbar meinte. Er konnte sich als Mensch nicht neben Gott stellen; es bestand überhaupt keine Möglichkeit des Vergleichs, da alles Gute, was er war und besaß, nur der Widerschein der ursprünglichen Güte war. Für ihn waren alle seine so einzigartigen und unvergleichlichen menschlichen Vorzüge nichts, sie hat-

ten keinen Wert, wenn sie nicht Hinweis auf deren Quell waren und dazu führten, sich in den unbedingten Dienst der wahren Güte zu stellen.

Wir stehen hier an der Quelle der Demut des Herrn: „Lernet von mir; denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen!“ und an der Quelle der christlichen Demut überhaupt. In keiner anderen Religion war ein Mann zu finden, der im Schoß des Vaters von Ewigkeit her geruht hatte (Jo 1, 18) und ihn von Angesicht kannte. Keiner also, der das Irdische und Geschaffene unmittelbar an der göttlichen Wirklichkeit messen konnte. Darum mußte diesen Religionen entweder das Irdische in sich richtig und groß und zum Heile notwendig erscheinen, oder sie wurden an ihm, das sie für die einzige Wirklichkeit hielten, enttäuscht. Deswegen ist die Demut auch eine eigentlich christliche Tugend, und das obige Wort des Herrn empfiehlt sie als grundlegend für seine Nachfolge. Denn vor diesem Gott steht der Mensch, seit Christus ihn geoffenbart hat. Alles, was er an Gutem hat, hat nur am Übermaß seiner unendlichen Güte das wahre Maß. Wenn sogar die überragende Gestalt des Menschen Christus im Vergleich zum Göttlichen nicht gut genannt werden kann, wenn man im Angesicht Gottes von ihr nur schweigen kann, weil der Blick von dem ganz anderen Glanz gebannt ist, wie soll dann ein gewöhnlicher, gar ein sündiger Mensch es wagen, sich gut zu nennen und vor sich und anderen darauf zu pochen! Vor dem unendlichen Maßstab wird jede endliche Größe klein, vor dem Glanz der göttlichen Herrlichkeit jedes irdische Leuchten fahl.

Doch ist damit das Geheimnis dieses Wortes noch nicht erschöpft. Die Haltungen Christi, auch als Mensch, sind letztlich Haltungen, wenn dieses Wort hier noch paßt, der göttlichen Person, der diese Menschheit zugehört. Christus ist ja dazu in die Welt gekommen, um uns durch sein Auftreten als Mensch das persönliche Leben Gottes, so weit dies möglich ist, verständlich zu machen. In seinen menschlichen Haltungen und Taten spiegelt sich, uns menschlich verständlich, das göttliche Verhalten, das Urteil und die Gesinnungen Gottes. Als Person ist Christus aber der Sohn, das Wort. Das heißt, er ist diese göttliche Person nur durch seine Beziehung zum Vater und in der Hinwendung zu ihm. Am Vater und durch den Vater weiß er, wer er ist. Er ist nur die dankende und liebende Hingabe an den Vater und die Vermittlung des Gottseins an den Geist; dies und nichts sonst.

Auch als göttliche Person schaut er, menschlich gesprochen, nicht auf sich selbst, sondern er weiß um sich in der Hingabe an den Vater und in der Weitergabe an den Geist, in der Vermittlung zwischen Vater und Geist, weil er als der Sohn, als das Wort, nur als diese Hingabe und Vermittlung ist. Dieses sein persönliches Sein als Gott drückt sich auch in seiner Menschheit aus und muß es tun, soll sie die Menschheit des Sohnes

sein. In der Tat betont Christus im Johannesevangelium diese Beziehung zum Vater als Wesenszug seiner selbst immer wieder. Er lehrt nichts Eigenes, sondern was ihn der Vater gelehrt hat (8, 28); er kann überhaupt nichts von sich aus tun und hat kein eigenes Urteil (5, 19, 30). Er wirkt die Wunder, die der Vater ihm zu wirken gegeben hat (5, 36). Er ist ja auch nicht im eigenen Namen, aus eigener Vollmacht gekommen, sondern im Namen des Vaters, von ihm gesandt (5, 43). Darum sucht er auch nicht die eigene Ehre (8, 50), sondern die Ehre des Vaters. Eine Ehrung, die nicht zugleich durch ihn auf den Vater ginge, lehnt er ab; würde er doch dadurch nicht als der er ist, als der Sohn, sondern nur als Mensch geehrt. Seine Ehre und Herrlichkeit kommt ihm nicht von sich zu, sondern vom Vater; seine Aufgabe, ja sein Sein und seine Wirklichkeit ist es, die Ehre des Vaters zu suchen; nicht auf sich zu schauen, sondern zu leben vom Blick und im Blick des Vaters, ja nur dieser Blick, dieses Hin zum Vater zu sein. In der Aufgabe, den Vater zu offenbaren und die Menschen zu erlösen, geht er ganz selbstvergessen auf. Ohne den Gehorsam gegen den Vater kann er so wenig leben wie andere Menschen ohne Speise (4, 34). Er lebt und stirbt für das ihm vom Vater aufgetragene Werk. Nur dadurch, daß er den Vater offenbart, wird er selbst als der erkannt, der er ist, als der Sohn; dafür offenbart aber auch der Vater ihn als den geliebten, den einzigen Sohn (Mt 11, 27; Lk 10, 22). Christus lebt auch als Mensch gleichsam als die Person gewordene Hingabe an den Vater, als die engste und innigste Gemeinschaft mit ihm.

Da in den göttlichen Personen das Personsein in seiner Vollkommenheit verwirklicht ist und das irdische und menschliche Leben Christi diese für alle Geschöpfe unbegreifliche Wirklichkeit gleichsam ins Menschliche übersetzt, so ergibt sich auch für uns aus seinem Vorbild der wahre und einzige Weg, auf dem sich unser Personsein, unsere Selbständigkeit und Freiheit zur Vollendung führen läßt. Personsein heißt, aus Freiheit für andere Personen offenstehen, sie in ihrer Selbständigkeit anerkennen und bejahren. Durch die selbstlose Hingabe an andere, durch die Liebe bewährt sich der Selbstbesitz. Nur eine Person mit der Verfügung über sich selbst vermag die geistige Bewegung auszuführen, sich auf den Standpunkt anderer zu versetzen und der Selbständigkeit der anderen Rechnung zu tragen, ohne durch den eigenen Vorteil dazu getrieben zu sein; dies erfordert die größte geistige Kraft, zumal das Triebhafte in uns dazu nicht mehr hilft, sondern im Gegenteil voller Angst um das eigene Wohlergehen besorgt, sich dieser ihr unbegreiflichen Bewegung widersetzt. Darum ist die selbstlose Liebe der höchste Grad der Freiheit und Geistigkeit; sie ist „der über alles erhabene Weg“ (1 Kor 12, 31). Sie wagt es, sich dem anscheinenden Selbstverlust auszusetzen, nichts mehr für sich zu sein, um

gerade dadurch unabsichtlich alles zu gewinnen. Auch der Herr ist gerade in seiner vollkommenen Hingabe an den Vater, in der er völlig aufgeht und sogar sein Leben opfert, der große, überlegene, selbständige Mensch, als der er in den Evangelien, und besonders gerade bei Johannes, erscheint.

Alles Naturhafte, schon die Tiere, mehr noch die Pflanzen und der Stoff, ist für das andere als anderes blind und verschlossen. Nur der Geist steht für anderes offen und vermag es als anderes anzuerkennen. Allerdings muß der Mensch diese Anerkennung, dieses Sein-für-andere, immer seiner niederen Natur abringen. Diese möchte sich auf sich selbst und den eigenen Vorteil verschließen und alles andere nur als Mittel dazu gelten lassen. Das aber ist gerade das Böse, weil es verkehrt ist, als ob der Mensch aus eigener Kraft sich das Dasein geben und sichern könnte, während die Offenheit ein Abglanz des innigen und vollkommenen Miteinander der göttlichen Personen ist.

Wort und Beispiel Christi lehren uns also, daß wir uns nicht in der Be- trachtung der eigenen wirklichen oder vermeintlichen Vorzüge verlieren dürfen, wollen wir nicht uns selbst verlieren. Vielmehr soll der Blick von sich selbst weg gehen, hin zum anderen, um ihn in seiner Selbständigkeit, seiner Freiheit, der Einmaligkeit seines Wesens zu erkennen und anzuerkennen. Nur indem man anderen hilft, wird einem geholfen. Nur indem man die anderen anerkennt, kennt man sich selbst. Nur durch die Selbstlosigkeit gewinnt man sein wahres Selbst. „Wer seine Seele in Sicherheit zu bringen sucht, wird sie verlieren; wer sie aber verliert, wird sie lebendig machen“ (Lk 17,35; Mt 10,39). Dieses Wort des Herrn ist nur die Abwandlung eines ewigen Gesetzes für eine sündige Menschheit. Person sein, selbst sein bedeutet, nicht für sich, sondern für die anderen da sein. Sich auf sich selbst zurückbiegen, sich in sich verschließen, das ist Sache der Sienden, die nicht die Festigkeit des geistigen, des personhaften Seins besitzen, der Lebewesen, die dem Tod geweiht sind.

Es hilft nichts für das Eigentliche, wenn ein Mensch von sich redet, ohne das zu sein, was seine Worte aussagen; er wird nicht besser dadurch, daß er sich selbst anpreist; er kommt nicht voran, indem er sich überall vorne hinstellt. Wenn er aber wirklich, in den Augen Gottes, ein guter Mensch ist, dann hat er solches sich selbst zur Schau Stellen nicht nötig; denn das wahre Sein leuchtet durch sich selbst. Als darum Gott sich in seiner „Güte und Menschenfreundlichkeit“ (Tit 3,4) offenbaren wollte, da erschien er nicht, wie die Juden den Messias erwarteten, als erwachsener Mann vom Himmel her, der durch Zeichen am Himmel die Menschen ob seiner Macht in Staunen setzte. Vielmehr kam er in der Ohnmacht eines neugeborenen Kindes, um Gottes Frieden den Menschen zu bringen. Auf die gleiche Weise hat er sein Werk vollendet, in den Qualen, dem Mißerfolg und der

Schande des Kreuzestodes. Denn die Kraft der freiwilligen Hingabe ist mächtiger als alle Weltmächte; denn in ihr wirkt die Macht Gottes; diese aber ist Hingabe, Liebe: „Gott ist die Liebe“ (1 Jo 4; 8, 16). An der Weihnachtskrippe kann uns diese Wahrheit, die für die Welt so unglaubwürdig ist und alles auf den Kopf stellt, wieder lebendig werden.

Der Christ und die Welt

Heinrich Schlier, Bonn

In unseren Überlegungen* versuchen wir das Grundverhältnis des Christen zur Welt, wie es der Apostel Paulus versteht, herauszustellen. Als Leitfaden unserer Ausführungen nehmen wir einen Satz aus dem Römerbrief und legen ihn, natürlich im Zusammenhang mit sonstigen entscheidenden Aussagen der paulinischen Briefe, im Licht unserer Frage aus. Zwar schränken wir bei solchem Vorgehen unseren Gesichtskreis ein, decken ihn aber um so mehr mit dem des Apostels selbst. Der Satz, den wir meinen, steht Römer 12, 1 f. und lautet folgendermaßen: „So ermahne ich euch nun, Brüder, durch das Erbarmen Gottes, euch leibhaftig darzubringen als ein lebendiges, heiliges, Gott wohlgefälliges Opfer – das sei euer vernünftiger Gottesdienst. Und gleicht euch nicht diesem Äon an, sondern laßt euch wandeln und euer Denken erneuern, auf daß ihr euch für den Willen Gottes entscheidet, für das Gute, Wohlgefällige und Vollkommene.“

I.

Vom Verhältnis des Christen zur Welt ist hier innerhalb einer Mahnung die Rede. Paulus beschreibt es nicht, sondern ruft die Christen zum rechten Verhalten auf. Offenbar findet auch der Christ nicht ohne weiteres das sachgemäße Verhältnis zur Welt und kann es auch nicht ein für allemal festhalten. Es muß ihm in Erinnerung gerufen, bittend und beschwörend ans Herz gelegt, ermunternd zugemutet werden, und wie immer sonst das Wort, das wir dürftig mit „ermahnen“ übersetzen, wiedergegeben werden kann. Die Angeredeten sind Christen und doch spricht der Apostel sie an, als hätten sie noch nichts über das Verhältnis des Christen zur Welt gehört oder wären jedenfalls in dieser Frage recht unsicher geblieben.

* Der folgende Beitrag stellt einen Vortrag dar, den der Vf. am 22. November 1965 in Tübingen gehalten hat.